

JAMES HAYMAN

The Cutting – Stich ins Herz

Buch

Als die nackte Leiche eines 16-jährigen Mädchens gefunden wird, deren Herz mit scheinbar chirurgischer Präzision entfernt wurde, hat das Grauen Portland/Maine erreicht. Detective Sergeant Michael McCabe ist vor einiger Zeit von New York City nach Portland gezogen, um in der vermeintlich ländlichen Idylle ein neues Leben zu beginnen. Hier will er seiner Tochter fern von den Verbrechen der Großstadt ein sicheres Leben bieten. Doch sein Job lässt ihn nicht los und als Beamter des örtlichen Polizeireviers wird er zu dem Fall hinzugezogen, denn am gleichen Tag wird eine weitere junge Frau, ebenfalls blond und sportlich, beim Joggen entführt. McCabe geht davon aus, dass beiden Verbrechen von ein und demselben Täter begangen wurden. Zusammen mit seiner Ermittlungspartnerin, der sehr direkten, und manchmal auch sehr verlockenden Maggie Savage, arbeitet McCabe unter Hochdruck an dem Fall, und um weitere Morde zu verhindern. Als sie den örtlichen Kardiologen Dr. Philip Spencer zu dem Fall befragen, versichert der, dass die entnommenen Herzen der Frauen nicht als Spenderorgane in Frage kämen. Die offensichtliche Lüge und seine arrogante Art machen ihn in den Augen der Ermittler zu einem der Hauptverdächtigen. Wichtige Informationen erhalten sie schließlich von einer französischen Kardiotechnikerin und einer New Yorker Reporterin. Informationen, die enge Freunde des undurchschaubaren Arztes schwer belasten ...

Autor

James Hayman wurde in New York geboren und ist dort auch aufgewachsen. Nach einem Studium an der Brown University wurde er Creative Director in einer führenden New Yorker Werbeagentur, verließ New York jedoch 2001, um sich in Portland/Maine ganz dem Schreiben widmen zu können. James Hayman ist verheiratet und lebt auch heute noch in Portland.

Von James Hayman bereits erschienen:

Angstschrei · Todesnacht

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

James Hayman
The Cutting –
Stich ins Herz

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Leo Strohm

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »The Cutting« bei Minotaur Books,
a division of St. Martin's Press,
published by Macmillan, New York

Dieser Thriller ist unter dem Titel »The Cutting«
bereits 2011 bei Blanvalet erschienen.

Der Verlag dankt dem Luchterhand Verlag für die freundliche Genehmigung des
Teilabdrucks von William Butler Yeats' »Die See-Insel von Innisfree«, in: W. B.
Yeats, Die Gedichte. Hrsg. von Norbert Hummelt. Übers. von Marcel Beyer u. a.
Luchterhand (München 2005), S. 39, auf S. 35.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen
werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2009 by James Hayman

Published by Arrangement with James Hayman.

Dieses Werk wurde im Auftrag der Jane Rotrosen Agency LLC vermittelt
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschen Ausgabe © 2011

by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagabbildung: Arcangel Images/Roy Bishop

LH · Herstellung: wag

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0471-8

www.blanvalet.de

Für Jeanne

PROLOG

Juli 1971

Er hielt das vollkommen verängstigte Wesen fest an sich gedrückt. Er war ein kräftiger Junge, ziemlich groß für seine acht Lebensjahre, mit dunklen Haaren und länglichem, schmalen Gesicht. Seine normalerweise helle Haut hatte nach über einem Monat in der Sonne eine recht dunkle Bräune angenommen. Er fühlte das Zittern des erst wenige Wochen alten Häschens und spürte die Aufregung in sich aufsteigen in Erwartung des Abenteurers, das vor ihm lag. Der Junge widerstand dem Drang, den Weg zu seinem Geheimversteck rennend zurückzulegen. Er hatte Angst, über einen vorstehenden Stein oder einen Zweig zu stolpern, verborgen unter den langsam verfaulenden Blättern des vergangenen Herbstes. Dann würde seine Beute ihm womöglich entgleiten und davonhoppeln. Selbst im Gehen wurde der Atem des Jungen immer schneller. Sanft streichelte er das weiche Fell des Häschens, versuchte, dessen rasenden Herzschlag zu beruhigen und vielleicht auch seinen eigenen.

Er brauchte fast zwanzig Minuten, bis er sein Ziel erreicht hatte: eine Art natürliche Höhle aus wilden Weinranken, die sich um die Stämme der umstehenden jungen Weißtannen und Birken schlangen. Der Junge hatte die niedrigen Seitenwände aufgefüllt, indem er Fichten-

zweige auf die Kletterranken geschichtet hatte. Außerdem hatte er alle Zweige, die nach innen gewachsen waren, abgeschnitten und Arme voll abgefallener Blätter und Tannennadeln als Bodenbelag herbeigeschafft. Die Höhle besaß einen Durchmesser von rund einem Meter zwanzig und war in der Mitte, an der höchsten Stelle, gerade mal einen knappen Meter hoch. Von oben fielen Sonnenstrahlen durch das Geäst und zeichneten ein Muster aus Licht und Schatten auf den Boden.

Der Junge kroch in die Höhle, den Hasen mit einer Hand an die Brust gedrückt. Die Feuchtigkeit des Bodens drang durch die Knie seiner Jeans und fühlte sich kalt an auf der Haut. Im Inneren der Höhle angekommen, legte er das kleine Tier auf den Boden und hielt es an den Ohren fest. Mit seinen schwarzen Knopfaugen fixierte es den Jungen, der darin sowohl Todesangst als auch Resignation zu erkennen glaubte. Ihm war, als ob das kleine Wesen wüsste – und auf seine Art auch akzeptierte –, was der Junge so sorgfältig geplant und vorbereitet hatte. Es schien ihm, als sollte es genau so sein.

Mit der freien Hand zog der Junge nun das Klappmesser aus seiner Gesäßtasche. Er hatte die siebeneinhalb Zentimeter lange Klinge am Schleifstein seines Vaters rasiermesserscharf geschliffen und gab sorgfältig Acht, sich beim Aufklappen nicht versehentlich in den Finger zu schneiden.

Dann zwang er sich, ein paar Sekunden lang zu verharren und die Vorfreude zu genießen. Als er die Messerspitze knapp unterhalb der Kehle des kleinen Wesens ansetzte, konnte er seinen eigenen Herzschlag spüren. Er stach fest zu, zog die Klinge in Richtung Bauch und schlitzte das Tier auf. Die Schreie des kleinen Geschöpfes erfüllten

die Luft. Sie ähnelten den schrillen Schmerzensschreien seines jüngeren Bruders, wenn er mit ihm spielte. Er ließ sich durch das Geräusch jedoch nicht von seiner Aufgabe abbringen. Er war sich ziemlich sicher, dass es niemand hören konnte.

Das Gefühl, das seinen Körper erzittern ließ, während er auf das schlagende Herz des Hasen starrte und es einen Augenblick lang in der Hand hielt, bevor es aufhörte zu schlagen und das Wesen aufhörte zu leben, war absolut unbeschreiblich. Er wusste nur eines: dass es etwas war, was er immer und immer wieder erleben wollte.

Portland, Maine

Freitag, 16. September 2005

5.30 Uhr

An der Küste von Maine kommt der Nebel zuweilen gänzlich unerwartet. Der Morgen mag völlig klar sein, doch dann ziehen von einem Augenblick auf den anderen graue Nebelschwaden auf, so dicht, dass man kaum mehr die eigenen Füße erkennen kann. An diesem speziellen Septembermorgen senkten sich die Nebel um 5.30 Uhr, ungefähr zu der Zeit, als Lucinda Cassidy und ihr Begleiter Fritz, ein kleiner Hund von undefinierbarer Abstammung, den Friedhof in der Vaughan Street erreichten. Von hier aus wollten sie zu ihrem gut sechs Kilometer langen Jogging-Parcours aufbrechen, der sie durch die Straßen von Portlands West End führte und über einen schmalen Pfad entlang des Western-Promenade-Park.

Der Friedhof war einer der ältesten der Stadt und umgeben von einem Maschendrahtzaun, der schon bessere Zeiten gesehen hatte. Die Tore zur Vaughan Street waren verschlossen, um die in der Nachbarschaft lebenden Hunde und deren Besitzer fernzuhalten. Die ältesten Grabsteine datierten aus dem späten siebzehnten Jahrhundert, viele Namen und Zahlen waren mittlerweile bis zur Unleserlichkeit verblasst. Aber die, die noch zu entzif-

fern waren, trugen die Namen der bekanntesten Familien aus der frühen Stadtgeschichte Portlands: Deering, Dana, Brackett, Reed, Preble. Es waren alte Yankee-Namen, von denen viele eine gewisse Unsterblichkeit erlangt hatten, indem die Straßen und Plätze einer jungen, aufstrebenden Stadt nach ihnen benannt worden waren. Jüngere Steine markierten die Grabstätten irischer, italienischer und frankokanadischer Einwanderer, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hierhergekommen waren, um in der aufblühenden Schiffbauindustrie oder beim Eisenbahnbau Arbeit zu finden. Heutzutage wurden jedoch keine Toten mehr hier bestattet, ungeachtet ihrer Abstammung oder ihres Einflusses. Der Friedhof war voll. Die letzten Grabsteine stammten aus den Jahren unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Angesichts des immer dichter werdenden Nebels überlegte Lucy, ob sie ihren Lauf abblasen sollte, aber nur kurz. Sie war achtundzwanzig Jahre alt und befand sich in der Vorbereitung auf ihren ersten Zehn-Kilometer-Lauf. Und sie besaß mehr als genug Selbstdisziplin, um ihren Trainingsplan nicht von ein paar flüchtigen morgendlichen Nebelschwaden über den Haufen werfen zu lassen. Es war schon schwierig genug, das Training überhaupt irgendwie unterzubringen, angesichts der vielen Stunden, die sie als neueste Account-Managerin von Beckman & Hawes, der größten Werbeagentur der Stadt, in ihrem Büro zubrachte. Und außerdem kannte Lucy die Route genau. Solange sie sich vor unebenen Gehwegplatten in Acht nahm, war der Nebel kein Problem.

Die kühle Luft strich über ihre nackten Beine, als Lucy mit ihren Dehnübungen anfang – Waden, Oberschenkel, Adduktoren. Sie zog sich das übergroße Bates-College-

Sweatshirt über den Kopf, wodurch sie den Blick auf einen weißen Sport-BH und blaue Nylon-Shorts freigab, und warf es in ihren betagten Toyota Corolla.

Nirgendwo waren andere Jogger oder Leute mit Hunden zu sehen, und es konnte gut sein, dass sie und Fritz heute keiner Menschenseele begegnen würden. Sie zog ihm das Halsband ab und ließ ihn laufen. Er war gut abgerichtet und würde in ihrer Nähe bleiben. Dann stülpte sie eine Baseballmütze mit dem Emblem der Portland Sea Dogs über ihre blonden Haare und zog den Pferdeschwanz durch das elastische Band am Hinterkopf. Sie legte sich die Hundeleine über die Schultern und lief im lockeren Trab die Vaughan Street entlang, während Fritz in regelmäßigen Abständen ein Stück vorausrannte, um an Bäumen oder Laternenpfählen seine Duftmarke zu hinterlassen.

Lucy genoss es, in der Ruhe der frühen Morgenstunden durch eine gehobene Wohngegend wie diese zu laufen. In jeder Straße reihten sich elegante Häuser aus dem 19. Jahrhundert aneinander, und sie blickte in die Fenster und stellte sich vor, wie es wäre, in einem davon zu wohnen. Die Vorstellung gefiel ihr. Sie würde elegante Dinnerpartys veranstalten. Die Speisen wären schlicht, aber perfekt zubereitet. Die Weine kostbar. Die Männer attraktiv. Die Gespräche geistreich. Alles schrecklich vornehm wie in irgendwelchen Kostümschinken. Na ja, eine hübsche Vorstellung, aber nicht besonders wahrscheinlich. Sie wusste, dass sie für ein solches Leben nicht geschaffen war. Sie sah zu, wie Fritz ein Stück vorausjagte, sich dann umdrehte und auf sie wartete.

Lucy lief durch die feuchtkalte Morgenluft und brachte ihren Pulsschlag auf Aerobic-Niveau. Sie dachte an den

vor ihr liegenden Tag und ging zum mindestens zwanzigsten Mal die Einzelheiten einer Fernsehkampagne durch, die sie der Marketingabteilung der Mid-Coast-Bank vorstellen wollte. Sie hatte sich den Arsch aufgerissen, um diesen neuen Kunden an Land zu ziehen, der sich dann aber als ausgesprochen schwierig und wählerisch erwiesen hatte. Nach der Arbeit wollte sie kurz bei Circuit City vorbeischaun und ein Geburtstagsgeschenk für ihren Neffen Owen besorgen, der demnächst seinen zwölften Geburtstag feierte. Owen war der Sohn ihrer älteren Schwester Patti und hatte ihr verraten, dass er sich »wirklich, wirklich doll« einen iPod wünschte, aber er hatte nicht besonders zuversichtlich gewirkt. »Wir haben für so etwas dieses Jahr kein Geld«, fügte er in einem ernsten, erwachsenen Tonfall hinzu, der sich sehr nach Patti anhörte. Tja, Owen konnte sich schon mal auf eine große Überraschung gefasst machen.

Danach war sie im Old Port, dem alten und sehr schön restaurierten Hafenviertel von Portland, mit David im Tony's verabredet. Die Aussicht auf ein Abendessen im Tony's war erfreulich. Die Aussicht, dieses Abendessen in Begleitung ihres Exmannes einzunehmen, nicht. Er wollte unbedingt einen gemeinsamen Neuanfang, und ja, sie musste zugeben, dass es Zeiten gegeben hatte, wo sie durchaus in Versuchung gewesen war. Es gab, weiß Gott, weit und breit niemand anderen, der sie auch nur im Entferntesten interessiert hätte. Doch nach ein paar gemeinsam verbrachten Abenden war sie sich so sicher wie nie zuvor, dass eine Rückkehr zu David weder für sie noch für ihn das Richtige war. Das wollte sie ihm heute Abend sagen.

So lief sie gut anderthalb Kilometer die Vaughan Street

entlang, die mit sanfter Steigung den Bramhall Hill hinaufführte, bevor sie sich nach Westen wandte und den alten Teil des Krankenhausgeländes durchquerte. Schließlich gelangte sie zu dem schmalen Pfad, der sich am westlichen Rand der Western Prom entlangzog. Der Nebel war dichter geworden, und sie konnte jetzt noch weniger sehen, aber körperlich fühlte sie sich gut. Das Training zahlte sich so langsam aus, und sie war sich sicher, dass sie beim Rennen heute in zehn Tagen gut in Form sein würde.

Da jagte Fritz urplötzlich an ihr vorbei und verschwand im Nebel. Wütend bellte er irgendetwas an. Es musste sich entweder um ein Tier oder aber um einen entgegenkommenden Jogger handeln. Dann tauchte der Hund wieder auf, drehte sich um und blieb aufgebracht bellend stehen. Sein kleiner Körper zitterte vor Wut. Das sah ihm eigentlich gar nicht ähnlich. Lucy befand sich sofort in erhöhter Alarmbereitschaft. Wieso war er bloß so außer sich? Normalerweise wedelte er doch bloß mit seinem Stummelschwänzchen, wenn er irgendwelchen Fremden begegnete.

Sekunden später tauchte etwa fünf Meter vor ihr ein Jogger aus dem Nebel auf, ein großer Mann, schlank und muskulös. War sie ihm hier schon einmal begegnet? Eher nicht. Er sah ungewöhnlich gut aus, und die dunklen, tief liegenden Augen hätte sie wohl kaum vergessen. Ende dreißig, Anfang vierzig, dachte sie. Fritz wich vor ihm zurück, bellte aber weiter.

»Ruhig jetzt«, befahl Lucy. »Aus.« Sie lächelte den Mann an. »Normalerweise macht er nicht so einen Krach.«

Der große Mann blieb stehen und ging in die Knie. Er streckte Fritz die linke Hand hin, damit er daran schnüf-

feln konnte, dann kralte er ihn hinter den Ohren. Er lächelte zu Lucy hinauf. »Wie heißt er denn?«

Mit einem schnellen Blick stellte Lucy fest, dass er keinen Ehering trug. »Fritz«, sagte sie.

»Hey, Fritz, bist du ein braver Hund? Na, klar bist du das.« Er kralte Fritz noch einmal. Der Stummelschwanz des Hundes zuckte ein, zwei Mal zögerlich. Der Mann hob den Blick. »Ich habe Sie hier schon öfter laufen sehen. Oder?«

»Kann schon sein«, erwiderte sie, obwohl sie sich eigentlich sicher war, dass er ihr aufgefallen wäre. »Ich bin oft hier. Ich trainiere für einen Zehn-Kilometer-Lauf.«

»Alle Achtung. Wäre es Ihnen recht, wenn ich mit Ihnen laufe? Ich hätte nichts gegen ein bisschen Gesellschaft.«

Sie zögerte. Die Direktheit des Mannes kam überraschend. Schließlich sagte sie: »Warum nicht? Solange Sie mithalten können. Ich bin Lucy.«

»Harry«, sagte er und reichte ihr die Hand. »Harry Potter.«

»Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen.«

»Nein. Auf den Namen wurde ich getauft, lange bevor der erste Band erschien, und ich habe nicht vor, ihn zu ändern.«

Sie liefen los, plauderten ungezwungen, lachten über seinen Namen. Fritz hatte das Bellen mittlerweile eingestellt und hielt mit ihnen Schritt.

»Wohnen Sie in Portland?«, erkundigte sie sich.

»Nein, ich bin geschäftlich hier. Medizinische Geräte. Das Krankenhaus ist einer meiner größten Kunden.«

»Dann sind Sie also ziemlich oft hier?«

»Mindestens einmal im Monat.«

Sie beschleunigten und wandten sich am westlichen Rand der Prom nach Süden.

»Normalerweise hat man von hier oben einen tollen Blick. Aber heute kann man nicht das Geringste erkennen.«

Direkt vor ihnen stand ein dunkelgrüner Geländewagen am Straßenrand. »Würden Sie mich für eine Minute entschuldigen?« Harry richtete einen Schlüssel auf das Auto und drückte einen Knopf. Die Warnleuchten des Wagens blinkten auf, und die Türen wurden entriegelt. »Ich muss etwas holen.«

Er beugte sich ins Innere, wühlte in einer kleinen Leintasche herum und tauchte dann mit einer Spritze und einer kleinen Flasche wieder auf. »Ich bin Diabetiker«, sagte er erklärend. »Ich muss mir immer pünktlich mein Insulin spritzen.« Vorsichtig schob Harry die Subkutanadel in die Flasche und zog eine durchsichtige Flüssigkeit auf. »Dauert bloß eine Sekunde.« Lucy lächelte. Da sie es als unhöflich empfunden hätte zuzusehen, wandte sie sich ab und blickte hinaus auf den Park. Der Nebel hatte sich kein bisschen gelüftet, sondern schien eher immer dichter zu werden. Sie machte ein paar Dehnübungen, um ihre Muskeln während des Wartens aufzuwärmen.

Sie nahm die plötzliche Bewegung in ihrem Rücken wahr, ohne sie zu sehen. Noch bevor sie reagieren konnte, hatte Harry Potter ihr den linken Arm um den Hals gelegt und sie mit einer heftigen Bewegung nach hinten gerissen, so dass sie jetzt in einem klassischen Würgegriff gefangen war. Seine Ellenbeuge schnürte ihr die Luft ab. Sie konnte sich nicht bewegen. Sie wollte schreien, brachte jedoch nur ein dünnes, ersticktes Fiepen hervor.

Panisch und verwirrt bohrte Lucy dem Mann ihre Fingernägel ins Fleisch. Wenn sie doch nur länger und schärfer gewesen wären. Da spürte sie einen Stich. Sie blickte nach unten und sah, wie der Mann mit der freien Hand den Inhalt der Subkutanspritze, was immer dieser sein mochte, in ihren Arm entleerte. Er ließ sie dabei nicht los. Sie versuchte sich zu wehren, aber er war zu stark, sein Griff zu fest. Schon nach wenigen Sekunden ergriff Benommenheit von ihr Besitz. Sie spürte, wie er sie, eine Hand an ihrem Hinterkopf, die andere an ihrem Po, mit dem Kopf voraus und dem Gesicht nach unten auf die Rückbank seines Wagens bugsierte.

Lucy drehte ihren Kopf. Sie konnte immer noch zur offenen Tür hinaus sehen, aber die ganze Umgebung wirkte irgendwie verschleiert und weit entfernt, wie ein Film in Zeitlupe, der von Bild zu Bild dunkler wurde und überhaupt keinen Sinn ergab. Sie sah einen wütenden Fritz, der knurrend seine Zähne in das Bein des Mannes schlug. Sie hörte einen Schrei: »Scheiße!« Zwei große Hände hoben den kleinen Hund vom Boden hoch. Sie versuchte aufzustehen, konnte aber nicht. Das Letzte, was Lucinda Cassidy zu sehen bekam, war der gut aussehende Mann mit den dunklen Augen. Er lächelte sie an. Der Zeitlupenfilm verblasste und wurde schwarz.

Freitag, 19.30 Uhr

Die Zahl der Sommergäste im Old Port hatte sich jetzt, nach dem Labor Day, deutlich verringert, aber die Luft war warm, und die Exchange Street brummte. Geschäfte und Restaurants hatten lange geöffnet und waren voll. Gruppen von Jugendlichen in unterschiedlichen Stadien der Verwahrlosung – manche mit Piercings und Tätowierungen, manche ohne – nahmen die Bürgersteige ein, so dass die Touristen, die in der Regel mittleren Alters waren, auf die engen Straßen ausweichen mussten.

Detective Sergeant Michael McCabe und Kyra Erikson gingen Händchen haltend nebeneinander her. Sie hatten nur Augen füreinander, plauderten fröhlich, und jeder, der sie sah, konnte erkennen, dass die beiden ein Liebespaar waren.

An diesem Abend wollten sie ins Arno, das neueste norditalienische In-Lokal der Stadt. Wie üblich war das Kyras Wunsch gewesen. McCabes Restaurant-Gewohnheiten waren so vorhersehbar wie langweilig. Er bestellte eigentlich immer das Gleiche: Rumpsteak, blutig, davor einen schottischen Single Malt ohne Eis und zum Steak ein paar Flaschen kaltes Shipyard Ale.

Im Gegensatz zu ihm war Kyra eine richtige Feinschmeckerin. Sie freute sich jetzt schon auf eine der Spezialitä-

ten des Arno. »Entenfleisch-Ravioli«, rezitierte sie, während ihr praktisch der Sabber aus den Mundwinkeln lief, »serviert in hellbrauner Soße, dazu Carpaccio von der gegrillten Entenbrust.«

Für McCabe waren ihre unterschiedlichen Einstellungen zum Essen kein Problem. Es machte ihm nichts aus, ihrer Leidenschaft für Haute Cuisine nachzugeben. Nach dem Essen wollten sie gemeinsam zu ihm nach Hause gehen und sich einen Film anschauen, John Schlesingers *Geliebter Spinner* mit Tom Courtenay und einer jungen, ausgesprochen verführerischen Julie Christie. Ein Lieblingsfilm McCabes aus seinem früheren Leben als Student an der New Yorker Filmakademie. Er hatte Kyra gegenüber nie erwähnt, dass sie ihn an Julie Christie in der Rolle der Liz erinnerte. Sie besaß die gleichen blonden Locken, die gleichen klaren, blauen Augen, die gleichen vollen Lippen – ein richtiger Schmollmund, nur dass Kyra, Gott sei Dank, so gut wie nie schmollte. Unter anderem aufgrund dieser Ähnlichkeit hatte er überhaupt angefangen, sich für sie zu interessieren. Er fragte sich, ob sie sich wohl über den Vergleich freuen würde.

Sie blieben vor einem jungen Straßenmusiker stehen, der mit dem Rücken gegen die Backsteinwand eines kleinen Juweliergeschäfts gelehnt auf dem Bürgersteig saß. Er spielte auf einer sehr sorgfältig polierten Geige. Ein handgemaltes Pappschild, das ebenfalls an der Hauswand lehnte, wies ihn als Studienabbrecher des berühmten Juilliard-Konservatoriums aus. Sie hörten ihm zwanzig, dreißig Sekunden lang zu. Dann warf McCabe ein paar Dollarscheine in seinen offenen Geigenkasten, und sie gingen weiter.

»Du hast ja gute Laune.«

»Warum nicht? Es ist ein wunderschöner Abend. Ich bin mit einer wunderschönen Frau zusammen. Er beherrscht sein Instrument, und das Stück gefällt mir. Mozart. Violinkonzert.« Hier musste McCabe nachdenken, aber nur eine Sekunde lang. »Nummer drei.«

Nicht, dass er sich mit klassischer Musik besonders gut auskannte. Keineswegs. Von Musiktheorie oder den unterschiedlichen Kompositionsstilen hatte er keine Ahnung. Er hörte sich auch nur gelegentlich das eine oder andere Stück an. Aber sein Gehirn funktionierte einfach ziemlich seltsam. Egal, was er sah oder hörte, er vergaß es in der Regel nie wieder. Sie gingen weiter, während die seidigen, sinnlichen Töne der Geige in ihrem Rücken langsam verklangen.

McCabe wusste, dass Kyra zu Beginn verunsichert gewesen war, als sie gemerkt hatte, dass er ganze Abschnitte aus Büchern oder Ermittlungsakten, die er vor Monaten einmal gelesen hatte, wortwörtlich zitieren konnte. Sie nahm an, dass er ein fotografisches Gedächtnis besaß, aber er verneinte das. »So was gibt es nicht«, sagte er. »Es ist bis jetzt noch nie nachgewiesen worden, dass das Gehirn ein Bild sozusagen ›fotografieren‹ und immer wieder ›sehen‹ kann.«

»Du kannst dich an alles erinnern?«

»Bloß an die Dinge, die mich interessieren. Ich habe ein sogenanntes eidetisches Gedächtnis. Mein Gehirn ist außergewöhnlich effizient darin, Informationen zu systematisieren und so abzuspeichern, dass es jederzeit wieder darauf zugreifen kann.«

Sie gingen weiter die Exchange Street entlang und kamen an einem schwarz-weißen Streifenwagen vorbei, der im absoluten Halteverbot stand. Hinter dem Steuer saß

eine junge Polizistin mit rundem Gesicht. Sie lächelte, als sie McCabe und seine Begleiterin, ganz offensichtlich seine Freundin, sah. »Hallo, Sergeant, wie geht's?«, rief sie ihm zu.

Er erwiderte ihr Lächeln. »Und Sie sind heute Abend das wachsame Auge des Gesetzes?«

»Ja, Sie wissen schon, Freitagabend eben. Noch ein paar Stunden, dann kommen die Besoffenen aus den Kneipen getorkelt.«

Im Arno war es, wie erwartet, voll und laut. Zwei oder drei Grüppchen standen an der Tür und warteten darauf, an ihren Tisch geführt zu werden. Da sie für ihre Reservierung eine Viertelstunde zu früh dran waren, schlenderten McCabe und Kyra in die kleine Bar, wo ganze Horden junger Manager-Typen – Männer und Frauen – um die besten Plätze rangelten. Im Regal hinter der Theke registrierte er die charakteristische gedrungene Form einer Dalwhinnie-Flasche. Das war einer seiner Lieblings-Whiskys und nicht oft zu bekommen. Er gab dem Barkeeper ein Zeichen und bestellte für sich einen Doppelten ohne Eis und, ohne dass er fragen musste, ein Glas Sancerre für Kyra. Er warf ihr einen Blick zu und sah, dass sie mit Gloria Kelwin, einer ihrer Bekannten aus der lokalen Künstlerszene, ins Gespräch gekommen war. Gloria besaß eine Galerie, und McCabe war ihr schon öfter begegnet. Er stellte sich dazu und reichte Kyra den Wein.

»Oh, hallo, Michael«, gurrte Gloria und beugte sich nach vorne, um mit ihren Lippen McCabes Wange zu streifen. »In letzter Zeit irgendwelche Schurken hinter Gitter gebracht?« Sie sprach auf eine affektierte Weise, die McCabe jedes Mal auf den Geist ging. Ohne seine Ant-

wort abzuwarten, wandte sie sich wieder Kyra zu. Glorias Galerie »North Space« stellte unter anderem auch Kyras Gemälde und Drucke aus, und Kyra hoffte auf eine Solo-Ausstellung, in der ausschließlich ihre Werke präsentiert würden. McCabe betrachtete ihr Gesicht, das so voll Energie und Lebendigkeit war, während sie eine neue Serie von Körperstudien beschrieb, an der sie gerade arbeitete, kleine Ölgemälde von jungen Tänzern und Tänzerinnen, die Körper abstrahiert in fließenden, athletischen Posen. Immer wenn er sie so beobachtete, ohne dass sie es mitbekam, fand er sie absolut unwiderstehlich. Irgendwann blendete er ihre Worte einfach aus, konzentrierte sich auf das weiche, torfige Brennen des Whiskys in seiner Kehle und fragte sich zum hundertsten Mal, wie er es bloß geschafft hatte, eine solch sinnliche und sensible Frau an Land zu ziehen.

Als er erneut an seinem Glas nippte, spürte McCabe das Handy in seiner Tasche vibrieren. Er holte es hervor und konnte gerade noch sehen, dass Maggie Savage versucht hatte ihn zu erreichen. Eine zufällige Begegnung mit einer arroganten Galeriebesitzerin konnte ihm diesen Abend nicht verderben; ein Anruf von Maggie hingegen schon, das war McCabe klar. Er stellte sein fast leeres Glas auf die Theke, entschuldigte sich und trat hinaus auf die Exchange Street. Die Luft war frisch, und er konnte das Meer riechen. Er lehnte sich gegen die Hauswand und atmete einmal tief durch. Dann wählte er Maggies Nummer.

Sie war Detective Nummer zwei im Dezernat für Personendelikte. In der Dienstordnung war für McCabe als Leiter der Dienststelle eigentlich kein direkter Partner vorgesehen, aber er hatte die Vorschriften geschickt umgangen,

und so bildeten er und Maggie seit seiner Ankunft in Portland vor drei Jahren ein Team. Sie hatte ihn damals ohne große Scheu spüren lassen, dass sie eine Menge Vorbehalte gegen den »sogenannten Star« aus New York hatte, der hier einfach angerauscht war und sich den Job geschnappt hatte, der eigentlich ihr zugestanden hätte. Dass die Polizeibehörde ihre Bewerbung übergangen hatte, war ihrer Ansicht nach nichts anderes als Sexismus. Und dass mit McCabe zum allerersten Mal ein Vorgesetzter von außerhalb geholt worden war, hatte sie in dieser Überzeugung zusätzlich bestätigt. Aber trotzdem wusste McCabe, dass er sich im Lauf ihrer Zusammenarbeit ihren Respekt erarbeitet hatte – und sie sich seinen.

Maggie nahm beim ersten Klingeln ab. »Tut mir leid, dass ich dir den schönen Abend in der Stadt versauen muss, McCabe, aber hier herrscht das reinste Chaos.«

»Was ist denn los?«

»Auf dieser wilden Müllkippe an der Somerset wurde die Leiche eines weiblichen Teenagers gefunden. Könnte gut sein, dass es sich um die kleine Dubois handelt.«

Katie Dubois wurde seit über einer Woche vermisst. »Soweit ich verstanden habe, sieht die Leiche ziemlich schlimm aus«, fuhr sie fort. »Vielleicht ein Sexualverbrechen. Ich weiß es nicht. Du bist ja der Mord-Experte.«

»Oh, Scheiße.« Diese Nachricht musste er erst einmal verdauen. Portland war nicht New York, und Morde waren hier keineswegs an der Tagesordnung. Im letzten Jahr hatte es im ganzen Bundesstaat insgesamt nur neunzehn Tötungsdelikte gegeben. Und zwei davon in Portland.

»Also gut, ich bin im Arno. Dieses neue Restaurant in der Exchange. Hol mich hier ab. Ich gehe eben rein und sage Kyra Bescheid.«

Der Geräuschpegel in der Bar war mittlerweile zu einem lauten Dröhnen angewachsen, und McCabe wollte nicht brüllen, um sich verständlich zu machen. Er tipp-te Kyra auf die Schulter und zog sie in eine kaum leisere Ecke neben der Garderobe. »Ich muss gehen«, sagte er.

»Oh nein«, erwiderte sie. Enttäuschung spiegelte sich auf ihrem Gesicht. »Es hat Wochen gedauert, diese Reservierung zu bekommen.«

»Ein junges Mädchen ist ermordet worden.«

Kyra schloss einen Moment die Augen, machte sie wieder auf und nickte. »Okay. Dann geh. Ich kann mich bestimmt zu Gloria setzen.« Sie hob den Blick und gab ihm einen sanften Kuss auf die Lippen. »Mach dir keine Gedanken. Das kommt davon, wenn man sich in einen Polizisten verliebt.«

»Sehen wir uns nachher in der Wohnung?«

Sie nickte, lächelte und wandte sich ab, um in die Bar zurückzugehen.

Maggie erwartete ihn in einem Zivilfahrzeug, einem Crown Victoria, am Straßenrand. McCabe glitt auf den Beifahrersitz. »Kannst du mir noch ein bisschen mehr erzählen?«

»Ein Obdachloser hat die Leiche entdeckt. Er ist betrunken, vielleicht auch geistig verwirrt. Mehr weiß ich nicht. Kein Ausweis. Keine Brieftasche. Keine Kleidung. Nada. Die Streifenbeamten vor Ort sind sich ziemlich sicher, dass es die kleine Dubois ist.«

Sie fuhren schweigend weiter.

Einige Minuten später erkundigte sich Maggie: »Und, wie ist das Essen im Arno? So gut, wie alle sagen?«

»Keine Ahnung.«

Maggie sah ihn auf diese eulenhafte Art an, die so ty-

pisch für sie war. Er kannte nur wenige Polizistinnen, die so wenig nach Polizistin aussahen wie sie. »Hab ich vergessen«, sagte sie. »Du isst ja nur Scotch und Steak.«

»Der Scotch war prima, aber zum Steak bin ich gar nicht erst gekommen. Nicht mal bis zum Tisch. Kyra setzt sich wahrscheinlich gerade zu einer Galeriebesitzerin, die wir zufällig dort getroffen haben.«

»Tja, tut mir leid, dass ich dich da so rausgerissen habe.«

»Ist ja nicht deine Schuld.«

McCabe und Savage brauchten keine fünf Minuten bis zum Fundort der Leiche. Ein paar schwarz-weiße Streifenwagen mit blinkenden Lichtern blockierten die Zufahrt. Maggie parkte hinter einem der Streifenwagen, und sie stiegen aus. McCabe schnappte sich eine Taschenlampe und ein Paar Latexhandschuhe aus dem Kofferraum.

Das Grundstück war eine kleine Industriebrache, die demnächst wieder bebaut werden sollte, ungefähr einen Hektar groß. Es war größtenteils von einem altersschwachen Maschendrahtzaun umgeben. Gelbes Polizei-Absperrband spannte sich über die Lücken im Zaun und etwa dreißig Meter tief in das Areal hinein. Überall lag rostiges Altmetall herum. Zwischen den Steinen kämpften ein paar einsame Gräser ums Überleben. Ansonsten waren nur Schmutz, ein Haufen Müll und eine Leiche zu sehen. Man würde sie noch identifizieren müssen, aber als sie näher kamen, war McCabe sich sicher, dass es sich um Katie Dubois handelte.

Selbst die leere, graue Blässe des Todes ließ noch erkennen, dass Katie einmal ein hübsches Gesicht gehabt hatte. Rundlich und mit Pausbäckchen. Schulterlanges, blondes Haar, zu einem Pferdeschwanz gebunden. Die

geöffneten Augen waren getrübt und gaben nichts von dem unendlichen Schrecken preis, den man in den Augen eines Menschen zu finden erwartete, der weiß, dass man ihn gleich abschlachten wird. Denn genau das war mit ihr geschehen. Man hatte sie mit einem tiefen Schnitt, der vom Halsansatz bis knapp über ihren Bauchnabel reichte, praktisch in zwei Hälften geteilt. Die Hautlappen waren fein säuberlich wieder an Ort und Stelle geklappt worden. Auf ihren Brüsten und den Oberschenkeln in der Nähe der Genitalien waren runde Verbrennungswunden zu erkennen. Gut möglich, dass es an gerade nicht sichtbaren Körperstellen noch mehr davon gab.

Das Mädchen war nackt. Sie lag auf dem Rücken, mit angezogenen Knien und gespreizten Beinen, den einen Arm nach oben gestreckt, als griffe sie nach irgendetwas. Oder als wolle sie Rückenschwimmen. McCabe war sich sicher, dass sie nicht zufällig so dalag. Irgendjemand hatte die Leiche bewusst in genau dieser Position arrangiert.

Ein paar Minuten lang stand er nur da, betrachtete den Leichnam und ließ sich die Einzelheiten des Falles noch einmal durch den Kopf gehen. Katie Dubois war sechzehn Jahre alt. Seit Mittwoch letzter Woche wurde sie vermisst. Sie besuchte die Portland Highschool, war der unumstrittene Star ihres Fußballteams und nach einem Abend mit ihren Freundinnen nicht nach Hause gekommen. Sie war im Old Port zum letzten Mal gesehen worden, zusammen mit fünf anderen Jugendlichen. An jedem Laternenpfahl der Stadt hing ein Flugblatt mit einem Foto von ihr. Tom Tasco und Eddie Fraser leiteten die Ermittlungen. Sie waren erfahrene Beamte, und sie hatten keine Spur unverfolgt gelassen. McCabe hatte ihre beeindruckend gründlichen Ermittlungsberichte gelesen.

Keiner der anderen Jugendlichen hatte eine Vermutung, wohin Katie gegangen sein könnte. Ihr Freund, Ronnie Sobel, hatte den Beamten erzählt, dass er kurz mit ein paar anderen Bekannten geredet habe, und als er sich wieder umdrehte, sei Katie verschwunden gewesen. Eines der Mädchen hatte ausgesagt, dass es nicht ganz so gewesen sei. Sie behauptete, dass Katie und Sobel Streit gehabt hätten. Sie glaubte, es hatte etwas damit zu tun, dass Ronnie sich an ein anderes Mädchen herangemacht hätte, aber sicher war sie sich nicht. Jedenfalls, so sagte sie, sei Katie davongerannt, als Ronnie sich von ihr abgewandt hatte. Seither hatten die große Mehrzahl der Mitarbeiter des Portland Police Department sowie Dutzende von Freunden, Familienangehörigen und Freiwilligen nach ihr gesucht. Sie hatten die Stadt durchkämmt. Die nahegelegenen Salzwiesen des Scarborough Marsh. Viele Leute hatten geglaubt, dass sie irgendwann im Hafenbecken wieder auftauchen würde. War sie aber nicht. Sie war hier aufgetaucht.

McCabe spürte, wie die altvertraute Wut in ihm hochkochte. In Maine waren Morde in der Regel Beziehungstaten – Männer töteten ihre Frauen, Freunde brachten Freunde um. In der Hälfte der Fälle riefen sie selbst die Polizei, nachdem ihnen klar geworden war, was sie da getan hatten. Aber das hier war etwas anderes. Das hier trug den Stempel der willkürlichen, anonymen Brutalität der Großstadt, und McCabe gab sich einen Augenblick lang der Trauer über eine Welt hin, in der ein menschliches Wesen einem anderen so etwas antun konnte, besonders einem Teenager. Dann schob er alle diese Gedanken beiseite und überließ dem Polizistenteil seines Gehirns das Kommando. Er untersuchte die Leiche, un-

tersuchte den Boden, auf dem das Mädchen lag, suchte nach Anhaltspunkten, die er möglicherweise übersehen hatte. Nach irgendeinem Indiz, das ihm bei der Beantwortung der Frage, was mit Katie Dubois geschehen und wer dafür verantwortlich war, weiterhelfen konnte. Rund um ihren Mund entdeckte er Reste von Klebeband und an den Handgelenken, den Fußknöcheln und am Hals Fesselspuren. In ihren trüben Augen waren keine punktförmigen Blutergüsse zu sehen, also war sie vermutlich nicht erdrosselt worden, sondern an den Folgen der Misshandlungen gestorben.

Während er hier auf dieser Müllkippe in Portland, Maine, stand, wurde McCabe mit einem Mal von dem Gefühl überwältigt, wieder zurück in New York zu sein. Es fühlte sich nicht an wie eine bloße Vorstellung oder eine Erinnerung. Es war, als wäre er wirklich da. Er konnte den Lärm der Stadt hören. Konnte den Gestank riechen. Hundert blutverschmierte Leichen zogen vor seinem inneren Auge vorbei. Seine rechte Hand suchte Trost an seinem Pistolengriff. Mike McCabe war wieder einmal auf der Jagd. Er wusste mit absoluter Gewissheit, dass das seine Berufung war. Dass er genau hierhin gehörte, unter die Mörder und die Ermordeten. Ganz egal, wie weit er rannte, ganz egal, wie gut er sich versteckte, er würde niemals der Gewalt oder der Faszination, die sie auf ihn ausübte, entkommen.

McCabe trat von Katies Leichnam zurück und achtete sorgfältig darauf, nicht über Maggie zu stolpern, die ein Stück hinter ihm auf dem Boden hockte und sich Notizen machte. Er ging zu dem Streifenpolizisten, der die Leiche entdeckt hatte, Kevin Comisky. »Kevin«, sagte er leise. »Was wissen wir?«

»Nicht viel. Ich war auf Streife unterwegs. Ein eher ruhiger Abend. Als ich vom Marginal Way in die Franklin Street einbiege, kommt dieser Besoffene auf mich zugerannt und wedelt wie verrückt mit den Armen. Er schreit irgendwas von einem Mord, aber alles ziemlich durcheinander, also verfrachte ich ihn in meinen Streifenwagen, den er mir, das nur nebenbei, ziemlich übel vollgestunken hat. Dann sage ich zu ihm, dass er mir alles erzählen soll, was er gesehen hat. Irgendwie gelingt es ihm, mich hierherzulotsen. Ich sehe die Leiche, verständige die Funkzentrale, und die schicken mir Kennerly zur Verstärkung. Danach haben sie euch angerufen.«

McCabe rief mit dem Handy die Polizeizentrale in der Middle Street 109 an. Zwei Kriminaltechniker hatten Bereitschaft. Er beorderte sie unverzüglich auf die Müllkippe. Dann rief er die stellvertretende Gerichtsmedizinerin Terri Mirabito an. Portland mit seinen etwas mehr als 65 000 Einwohnern war zu klein für eine eigene Gerichtsmedizin. Normalerweise musste der zuständige Gerichtsmediziner vom Kriminaltechnischen Zentrallabor des Bundesstaates Maine in Augusta hergeholt werden – über eine Stunde Fahrt –, aber Terri Mirabito wohnte in Portland. Wenn sie zu Hause war, dann konnte sie sehr viel schneller vor Ort sein. Sie nahm beim ersten Klingeln ab und sagte, sie würde sich sofort auf den Weg machen.

»Wo ist denn der Betrunkene jetzt?«, wollte er von Comisky wissen.

»Immer noch im Streifenwagen«, erwiderte der Streifenpolizist. »Ein paar Papiertücher und ein Spritzer Desinfektionsmittel werden wohl nicht reichen, um diesen Gestank wieder loszuwerden.«

»Hat jemand von euch hier irgendetwas angefasst oder

die Leiche bewegt?«, wandte McCabe sich an die beiden Beamten.

Sie verneinten. Einer sagte: »Ist ja schon hart genug, sie bloß anzuschauen.«

»Okay. Ich werde mich mal ein bisschen umschaun. Mal sehen, was ich finde. Anschließend möchte ich mich mit unserem Freund im Wagen unterhalten, also sorgt bitte dafür, dass er nicht abhaut.«

Dann wandte er sich an Maggie. »Wo stecken denn Tascos und Fraser? Ich dachte, das hier sei ihr Fall.« Ihm war klar, dass er gereizt klang, aber scheiß drauf. Ein Ermittler sollte seinen Fall niemals aus dem Blick verlieren.

»Mike, die beiden sind seit über einer Woche jeden Tag achtzehn Stunden auf den Beinen. Wie auch immer, Tom ist unterwegs. Eddie habe ich bis jetzt noch nicht auftreiben können.«

McCabe nickte. »Such weiter.«

Dann wandte er sich ab und rief zu Hause an. Casey meldete sich. »Hey, Case, wie sieht's aus?«

»Hallo, liebster Daddy. Mir geht's gut«, erwiderte McCabes dreizehnjährige Tochter in gespielt artigem Tonfall. »Seid ihr immer noch beim Abendessen?«

»Dazu ist es gar nicht gekommen. Ich bin jetzt bei der Arbeit.« Er fragte sich, ob Casey Katie Dubois wohl gekannt hatte? Immerhin spielten sie beide Fußball. Wahrscheinlich eher nicht, dachte er. Casey war immer noch in der Mittelstufe, achte Klasse. »Es wird spät werden bei mir. Was hast du noch vor?«

»Ich habe ein paar Freundinnen zu Besuch. Willst du mit Jane sprechen?«

»Ach, ehrlich? Wer ist denn da?«

»Gretchen und Whitney.« Zwei ihrer besten Freundin-

nen. Sie wohnten ganz in der Nähe, im Wohnviertel am Munjoy Hill. »Um ehrlich zu sein, sind wir gerade ziemlich beschäftigt.« Sie gab sich alle Mühe, einen vornehmen Tonfall anzuschlagen, und fuhr fort: »Ich möchte nicht näher darauf eingehen. Und jetzt hole ich Jane.«

»Okay.« Er lachte. »Hol Jane. Solange ihr nichts macht, was ihr nicht dürfte.«

»Dad, ich bin kein Baby mehr, weißt du.«

»Okay. Hol Jane. Hab dich lieb.«

»Ich dich auch.«

McCabe hörte Casey rufen: »Hey, Jane, es ist Dad!«, wobei sie die eine Silbe stark in die Länge zog: »Da-aaad!«

Jane Devaney war sechzig Jahre alt und hatte vor ihrer Pensionierung als Krankenschwester und Sexualkundlerin an der Highschool gearbeitet. McCabe hatte sie auf Teilzeitbasis engagiert, damit sie sich um Casey kümmerte. Außerdem fuhr sie eine Harley. Casey fand das unbeschreiblich cool. McCabe auch.

Jetzt meldete sie sich. »Hallo, Mike.«

»Alles in Ordnung bei euch?«

»Oh ja, alles bestens. Die Kinder machen irgendwelchen Blödsinn. Mädchen eben. Und ich schau mir gerade *Die Super Nanny* an. Man muss die Konkurrenz im Auge behalten. Nehme ich richtig an, dass du noch länger arbeiten musst?«

»Sieht ganz danach aus.«

»Soll ich über Nacht hierbleiben?«

»Nicht nötig. Ich weiß zwar nicht genau, wann ich nach Hause komme, aber Kyra müsste eigentlich nach dem Essen bei euch auftauchen.«

»Na ja, falls ich doch hierbleiben soll, dann sag mir einfach Bescheid. Wäre jedenfalls kein Problem.«

»Danke, Jane. Ich weiß das zu schätzen.«

McCabe klappte sein Handy zu und steckte es in die Tasche. Dann streifte er die Latexhandschuhe über. Er richtete den Strahl der Taschenlampe auf den Boden und fing an, den Bereich rund um die Mädchenleiche zu untersuchen. Bald schon würden der Leiter der Kriminaltechnik, Bill Jacobi, und sein Partner eintreffen, aber McCabe wollte sich zuerst selbst noch einmal gründlich umschauchen.

Er ging davon aus, dass das Mädchen höchstwahrscheinlich irgendwo anders umgebracht und anschließend hierhergebracht worden war. Falls das stimmte, würde er kaum irgendwelche Indizien finden. Es gab kein Blut auf dem Boden, und das Blut auf der Leiche war alt und getrocknet. Am Bauch zeigten sich bereits die ersten grünlichen Schatten der Verwesung. Katie Dubois war schon eine ganze Weile tot. Nach McCabes Schätzung mindestens achtundvierzig Stunden.

Der Boden war steinhart, daher gab es vermutlich keine Fuß- oder Reifenspuren, aber er passte trotzdem auf, wo er hintrat, und hielt die Augen offen. Es sah auch nicht danach aus, als ob die Leiche die knapp dreißig Meter von der Straße bis zum Fundort geschleift worden wäre. Keine umgeknickten Gräser. Keine sichtbaren Schmutzreste an den Fersen, dem Kopf oder den Schultern des Mädchens. Der Killer hatte Katie wahrscheinlich getragen. Das war kein großes Kunststück. Sie hatte bestimmt kaum fünfzig Kilo gewogen, sogar bevor sie fast ihr gesamtes Blut verloren hatte. Die Kleidung des Mörders musste etwas von diesem Blut abbekommen haben. Potenzielle Beweisstücke, falls er sie nicht verbrannt hatte.

Er ließ den Lichtstrahl Zentimeter für Zentimeter über den Leichnam gleiten. Der Schnitt in der Mitte ihres

Brustkorbs sah so sauber und sorgfältig aus, als wäre er mit einem Rasiermesser oder einem Skalpell ausgeführt worden. Die Verbrennungen waren frisch und vorsätzlich herbeigeführt. In ihrem rechten Ohrläppchen steckte ein kleiner goldener Ohrring mit einem Anhänger in Herzform. Er wandte sich dem linken Ohr zu. Das Ohrläppchen war eingerissen, und das Gegenstück zu dem Ohrring – vorausgesetzt, es gab ein Gegenstück – fehlte. Versehentlich irgendwo hängen geblieben? Vielleicht. Mit roher Gewalt abgerissen? Gut möglich. Als Trophäe behalten? Wahrscheinlich. In ihrem Nabel steckte ein Piercing, ein halbkreisförmig gebogenes Metallstück mit je einer winzigen Kugel an beiden Enden. Die Haut oberhalb ihres linken Hüftknochens wurde von einer blauen Tätowierung geziert, einem chinesischen oder vielleicht auch japanischen Schriftzeichen. Ein Teenager des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Jetzt trafen die Kriminaltechniker ein und begannen mit ihren Aufzeichnungen und Fotos. McCabe machte sie auf den einen Ohrring aufmerksam und bat den Leiter der Abteilung, Bill Jacobi, ihn auf jeden Fall auf Fingerabdrücke und DNA-Spuren zu untersuchen. Jacobi antwortete mit einem »Hältst-du-mich-eigentlich-für-dämlich?«-Blick.

»Sieht ja fast so aus, als hätte da jemand ohne mich mit der Obduktion begonnen«, sagte eine weibliche Stimme, und McCabe drehte sich um. Hinter ihm stand die stellvertretende staatliche Pathologin Terri Mirabito und betrachtete den Leichnam. »Ich glaube nicht, dass ich das gutheißen kann«, fügte sie hinzu, »weder von ihrem Standpunkt aus, noch von meinem eigenen.«

»Schön, dich zu sehen, Terri. Es ist gut, dass du da bist.«

McCabe hatte im Lauf der letzten drei Jahre in einem halben Dutzend Fällen mit ihr zusammengearbeitet und wusste ihre Fähigkeiten sehr zu schätzen.

Nachdem sie den Leichnam aus unterschiedlichen Winkeln fotografiert hatte, kniete Mirabito sich hin, um ihn etwas genauer anzusehen. »Was meinst du, wie lange ist sie schon tot?«, erkundigte sich McCabe.

»Schon eine Weile. Die Leichenstarre hat bereits nachgelassen. Nur wenige Totenflecken.« Vorsichtig klappte sie mit ihren behandschuhten Händen das Gewebe auf der linken Brustseite beiseite. In der Wunde konnte McCabe etwas erkennen, das wie Reiskörner aussah. Nur, dass der Reis sich bewegte. Maden.

»Hiernach zu urteilen, würde ich sagen, dass sie vor achtundvierzig bis zweiundsiebzig Stunden umgebracht wurde. Könnte auch ein bisschen länger her sein, je nachdem, wo die Leiche aufbewahrt wurde.« Terri klappte die Haut noch ein Stückchen weiter auf.

»Ach du Scheiße, jetzt sieh dir das mal an.«

»Was? Was denn?«

Terri hob mit grimmiger Miene den Kopf. »Das Herz fehlt.«

»Wie meinst du das, es fehlt?«

»Genau so, wie ich's gesagt habe, McCabe. Es ist weg. Es ist nicht mehr da.« Terri richtete den Strahl ihrer kleinen, aber sehr hellen Stiftlampe auf den geöffneten Brustkorb des Mädchens. »Irgendein Wahnsinniger hat sie aufgeschnitten, ihr mit einer Säge das Brustbein durchtrennt und ihr dann das Herz herausgenommen. Ich hätte das auch nicht sauberer hingekriegt.«

Einen Augenblick lang sagte niemand ein Wort. »Ein Ritualmord?«, fragte McCabe schließlich.

»Ich habe keinen Schimmer. Aber wer immer das gemacht hat, er hat ganz genau gewusst, was er tut.«

»Dann gehst du also davon aus, dass es ein Mann war?«, hakte Maggie nach.

»Ja.« Terri ließ ihren Latex-Zeigefinger sanft über den durchtrennten Knochen gleiten. »Nachdem er das Brustbein durchgesägt hat, hat er, wie jeder gute Chirurg, höchstwahrscheinlich einen Wundspreizer benutzt, um die Rippen auseinanderzudrücken und an ihr Herz zu gelangen. Vielleicht erfahren wir ja durch die Obduktion noch etwas mehr. Wenn wir sie bis morgen früh identifiziert haben, dann kann ich sie am Nachmittag obduzieren. Sonst liegt gerade nichts an.« In Terris normaler Weise fröhlicher Stimme lag eine gewisse Unruhe. »Wollt ihr dabei sein, du und Maggie?«

»Sag uns einfach Bescheid, wann wir da sein sollen.«

Terri wandte sich wieder dem Leichnam zu und setzte ihre vorläufigen Untersuchungen fort. McCabe warf einen Blick hinüber zu dem schwarz-weißen Crown Victoria mit den blinkenden Lichtern und dem Motto des Portland Police Department – WIR SCHÜTZEN EINE WUNDERBARE STADT – in goldenen Buchstaben auf dem hinteren linken Kotflügel. An manchen Tagen kriegen wir das besser hin als an anderen, dachte er. Ein ziemlich verdreht aussehender Mann unbestimmten Alters lehnte an der hinteren Tür. Ein uniformierter Beamter stand in der Nähe. Da er nicht glaubte, dass er noch irgendetwas Brauchbares finden würde, ging McCabe zu den beiden hinüber. Maggie warf noch einen letzten Blick auf die Leiche und kam dann hinterher.

»Das ist der Mann, der die Leiche entdeckt hat«, sagte der Polizist. »Er sagt, dass er gerne bereit sei, uns mehr

darüber zu erzählen, wenn wir ihm vielleicht einen kleinen Schluck Whisky besorgen könnten.«

»Ach, tatsächlich«, erwiderte McCabe. »Tja, ich schätze, darüber müssen wir mal nachdenken.«

Der Mann, der da am Streifenwagen lehnte, war ein dürrer, kleiner Kerl, knapp über eins sechzig groß. Sein Blick huschte unruhig zwischen McCabe und Maggie hin und her. Für Polizisten hatte er eindeutig nicht viel übrig.

»Wie heißen Sie?«, wollte McCabe wissen.

»Lacey. Dennis Patrick Lacey.«

»Können Sie sich irgendwie ausweisen, Dennis?«

Der Mann reichte McCabe einen Führerschein, ausgestellt vom Bundesstaat Maine. Er war vor drei Jahren abgelaufen. Lacey war fünfundfünfzig Jahre alt. McCabe hätte ihn zehn Jahre älter geschätzt. Er gab ihm den Führerschein zurück.

»Wrestling-Fan?«

»Hä?«

McCabe deutete auf Laceys T-Shirt, dessen Vorderseite vom grimmigen Gesicht eines Wrestlers und den Buchstaben WWE geziert wurde.

»Himmel, nein. Diesen Mist geb'n sie ei'm bei der Kleiderausgabe. Lauter Sachen, die sonst niemand hab'n will.«

Lacey schien so weit klar im Kopf zu sein. McCabe warf Maggie einen Blick zu, und sie klappte ein kleines Diktiergerät auf.

»Hier spricht Sergeant Margaret Savage, Portland, Maine, Police Department. Wir haben den 17. September 2005, 21.54 Uhr. Die folgende Befragung wird auf einem verlassenen Grundstück an der Somerset Street in Portland, Maine, durchgeführt. Beteiligte sind Detective

Sergeant Michael McCabe, ebenfalls vom Portland Police Department, sowie Mr. Dennis Lacey, wohnhaft in ... Mr. Lacey, können Sie uns sagen, wo Sie wohnen?»

»Wo immer ich'n Plätzchen zum Schlafen finde.«

McCabe fing an. »Können Sie uns bitte sagen, was Sie heute Abend gesehen haben?«

»Ich hab damit nix zu tun!«

»Das glauben wir Ihnen ja«, erwiderte McCabe so sanft, wie er nur konnte. »Wir möchten nur wissen, was Sie gesehen haben, damit wir denjenigen finden können, der es getan hat.«

Lacey blickte McCabe an, als wollte er abschätzen, inwieweit man ihm trauen konnte. Schließlich zuckte er mit den Schultern und fing an: »Herrje, es war gruselig.« McCabe erkannte in den verwischten Lauten die Spuren eines irischen Akzents und fühlte sich durch den melodösen Singsang an seine eigenen irischen Großeltern erinnert. »An 'nem warmen Abend, so wie heute«, sagte Lacey, »da schleich ich mich manchmal auf die Müllkippe hier. Einfach um dazusitzen. Die Sterne anschau'n. Bisschen was trinken. Paar Gedichte lesen. Manchmal bring ich mir auch was zu essen mit, wenn ich Geld dafür hab.«

»Sie lesen Gedichte?«, hakte Maggie nach. »Was denn für Gedichte?«

Lacey griff in seine Gesäßtasche und zog ein schmutziges, sehr abgenutztes Taschenbuch von Yeats hervor. Das reichte er Maggie. »Ich bin Seemann«, sagte er, und seine Worte klangen fast ganz klar. »Vollmatrose ... war ich jedenfalls. Mittlerweile bin ich bloß noch voll. Auf See hab ich oft nächtelang die Sterne angeschaut und viel gelesen.«

»Sie lesen Yeats?«, sagte sie erstaunt.

»Yeats und auch'n paar andere irische Dichter. Ich mag den Klang der alten Sprache«, erwiderte er. »Ich bin jetzt ganz allein, versteh'n Sie, und die Worte sind meine einzigen Begleiter. Hier macht mich keiner an oder sagt mir, ich solle gefälligst die Klappe halten.«

Lacey fing an zu rezitieren und blieb nur einige wenige Male hängen.

*»Nun steh ich auf und gehe, nach Innisfree ich geh,
Dort mach ich eine Hütte, aus Lehm und Rohr gebaut:
Dort will ich Bohnen reihen, ein Bienkorb steht im Klee,
Und allein sein im Schlag, der von Bienen laut ...«*

Sämtliche Streifenpolizisten starrten Lacey an. McCabe auch. McCabe vielleicht am allermeisten. Als der alte Seemann eine Pause einlegte, um sein Gedächtnis zu durchforsten, wartete McCabe einen Augenblick ab, dann ergänzte er Yeats' nächste Zeile.

*»Dort werd ich Frieden spüren, denn der fällt langsam
ein ...«*

»Ach, Sie kennen den alten William Butler?«, sagte Lacey. »Ungewöhnlich für 'nen Bullen.«

McCabe grinste. »Für einen Seemann genauso. Also, verraten Sie mir jetzt, wann Sie das Mädchen entdeckt haben?«

»Zuerst hab ich sie gar nich geseh'n. Hab überhaupt nix geseh'n. Erst als ich aufgestanden bin, weil ich mal pissen musste. Da drüben, bei dem Schrotthaufen da. Ich hab meinen Reißverschluss zugemacht, und da hab ich'n kleines Stück weiter weg was geseh'n. Ich bin also rüber-

gegangen, und da lag sie. Aufgeschlitzt. Einfach schrecklich, versteh'n Sie? Schrecklich.«

»Wie lange waren Sie hier, bevor Sie pinkeln mussten?«, erkundigte sich McCabe.

»Nich lange. Zwanzig Minuten.« Lacey zuckte mit den Schultern. »Vielleicht auch weniger.«

»Dann waren Sie also gegen halb neun hier?«

»Herrje, ich weiß nich. Hab ja keine Armbanduhr oder so was. Es war dunkel.«

»Haben Sie sonst noch etwas in der Nähe der Leiche gesehen?«

»Sonst noch was? Was denn zum Beispiel?«

»Vielleicht so was wie ein Messer oder eine Rasierklinge?«

»Nee. Nix in der Art.«

»Oder vielleicht ein Schmuckstück?«

»Was denn für'n Schmuckstück?«

»Irgendeins. Einen goldenen Ohrring zum Beispiel, für den Sie vielleicht ein paar Dollar bekommen könnten?«

»Nein, ich hab nix geseh'n. Und auch nix genommen. Ich wünschte bloß, ich hätte was gehabt, um sie zuzudecken. Sie lag da ja völlig entblößt vor aller Welt.«

»Sie haben sie nicht angefasst?«

»Nein, ich hab sie nich angefasst und auch sonst nix.« Er holte eine Halbliterflasche Whisky aus seiner ausgeleierten Hosentasche. »Was dagegen, wenn ich das bisschen hier noch austrinke?« In der Flasche befanden sich vielleicht noch anderthalb Fingerbreit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit.

McCabe nickte stumm. Er hätte selbst auch nichts gegen einen kleinen Schluck gehabt. »Was für Autos hatten denn in der Nähe geparkt?« McCabe deutete in Richtung

Bordstein, wo die Kriminaltechniker gerade nach Reifenspuren und anderen Indizien suchten.

»Hab keine Autos gesehen. Vielleicht sind welche vorbeigefahren, aber geparkt hat da keiner.«

»Ist irgendein Auto vielleicht extra langsam gefahren? Konnten Sie welche genauer erkennen?«

»Bloß vorbeifahrende Autos. Konnte nich erkennen, welche Marke.«

»Vielen Dank, Mr. Lacey.« McCabe hob den Blick und sah, dass ein paar Journalisten eingetroffen waren, darunter auch eine Abordnung des lokalen NBC-Studios.

»Hey, McCabe. Kennen Sie mich noch? Josie Tenant, News Center 6. Wir haben gehört, dass die kleine Du-bois hier ermordet aufgefunden worden ist. Können Sie uns dazu etwas sagen?«

»Im Augenblick nicht.« McCabe wandte sich ab.

»Ach, kommen Sie schon, McCabe. Ist es die kleine Du-bois oder nicht?«

Der Kontakt mit den Medien gehörte nicht gerade zu McCabes Stärken. Er drehte sich um und schaute sie an. »Hören Sie, Josie, hier ist ein Verbrechen geschehen. Ich kann mir zwar nicht erklären, wie Sie so schnell hierhergekommen sind, aber es wäre wirklich sehr hilfreich, wenn Sie mit Ihren Leuten auf der anderen Straßenseite bleiben könnten. Wir sind hier immer noch mit der Spurensuche beschäftigt.« Josie Tenant und ihr Kameramann zogen sich widerwillig zu ihrem Fahrzeug zurück. Die anderen Journalisten folgten.

McCabe wandte sich an Comisky, den Streifenbeamten, der Lacey aufgegriffen hatte. »Kevin, sind Sie so freundlich und bringen Mr. Lacey in die 109? Falls Detective Sturgis im Haus ist, könnte er vielleicht den Rest



James Hayman

The Cutting - Stich ins Herz

Thriller

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0471-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2017

Skrupellose Ärzte, durchtriebene Mörder und ein knallhartes Ermittlerteam.

Als die nackte Leiche eines 16-jährigen Mädchens gefunden wird, deren Herz mit chirurgischer Präzision entfernt wurde, hat das Grauen Portland, Maine, erreicht. Der Fall wird an Detective Sergeant Michael McCabe übergeben, der gerade von New York City in die vermeintliche Idylle der Kleinstadt gezogen ist, um ein neues Leben zu beginnen. Unter Hochdruck machen McCabe und seine Partnerin, die toughe Maggie Savage, sich an die Arbeit. Doch mit der Entführung einer weiteren Frau wird klar: Jemand stiehlt die Herzen schöner junger Frauen ...

 [Der Titel im Katalog](#)